



dot
books

ROBERT GORDIAN
ABGRÜNDE
DER MACHT

EIN ROMAN ÜBER OTTO DEN GROSSEN

Otto gab der hölzernen Bierkanne, die auf dem Zeltboden lag, einen Fußtritt und traf den Mann, der im selben Augenblick eintrat. Es war Hermann, der jüngere der beiden Billunger. Als Einziger im Feldlager hatte er freien Zugang zum König und musste nicht angemeldet werden. Die beiden waren fast gleichaltrig, hatten dieselbe Erziehung genossen und waren schon als Kinder unzertrennlich gewesen.

Hermann rieb sich das Schienbein.

»Kein schlechter Schuss, König«, sagte er. »Aber du solltest versuchen, den Feldherrn des Feindes außer Gefecht zu setzen – nicht deinen eigenen!«

»Danke für den Rat«, erwiderte Otto. »Bei der nächsten Belagerung stellst du mich unter die Katapultschützen.«

Sie gaben sich lachend die Hand. Hermann Billung, nur wenig größer als der König, hager, mit grauen Augen, scharf geschnittenen, kantigen Zügen und einem gestäubten, verwegenen Schnurrbart, riss sich die Fellkappe vom Kopf und warf sie auf die Bank.

»Wichmann war bei dir? Hat er sich noch einmal beschwert?«

»Ja«, sagte Otto. »Dein Bruder trat zu seinem letzten Gefecht an und musste vom Schlachtfeld getragen werden.«

»Ich sah es. Seit gestern spielt er den Kranken.«

»Aber vor allem den Gekränkten.«

»Ich hörte gerade noch, wie du sagtest, dass du solche Helden nicht brauchen kannst.«

»Jedenfalls nicht zu viele davon und nicht an der Spitze des Heeres. Zu viele Helden im Heer sind die beste Voraussetzung für eine Niederlage.«

Die alten Freunde lachten.

»Inzwischen hast du noch einen weniger davon in deinem Aufgebot«, sagte Hermann. »Ich weiß aber nicht, ob er mehr Held oder Maulheld war.«

»Wen meinst du?«

»Ekkehard, Liudolfs Sohn.«

»Was ist mit ihm?«

»Er ist tot. Rannte in eine Falle und wurde von den Redariern niedergemacht. Mit ihm noch siebzehn andere.«

»Ist das wahr?«, rief Otto. »Wie das?«

»Ich hab mich beeilt, um es dir zu melden. Ein Einziger kam davon, verwundet. Sie waren neunzehn und alle anderen liegen jetzt da hinten im Moor. Möchte wissen, welcher Teufel diesen Ekkehard ritt, die geschlagenen Wenden noch einmal anzugreifen!«

Der König ließ sich auf die Bank sinken.

»Der Teufel war ich«, knurrte er.

»Das erkläre mir«, sagte der Billunger.

»Die Erklärung ist einfach: Wenn du solchen Herren etwas verbietest, dann tun sie es gerade! Das hätte ich bedenken müssen.«

»Wusstest du denn davon, dass er ...?«

»Ich hätte es ahnen müssen. Gestern Abend kam er zu mir, ganz grün vor Wut. Noch einer, der sich benachteiligt und übergangen fühlte. ›Warum ernennst du den Billunger zum Feldherrn, König? Ist er mehr wert als ein Sohn des Liudolf, aus alter Familie? Glaubst du, nur er kann ein Heer zum Sieg führen? Ich werde dir noch heute beweisen, dass ich mit

weniger Männern einen viel größeren Sieg erringen kann!« Ich fragte ihn, ob er betrunken sei. Als ich aber merkte, dass es ihm Ernst war, sagte ich: »Der Krieg ist zu Ende! Unser Ziel ist erreicht, sie sind unterworfen und werden wieder Tribut zahlen. Ich verbiete dir, noch einmal anzufangen!« Da machte er kehrt und ging beleidigt davon.«

»Und dann ging er von Zelt zu Zelt«, sagte Hermann, »und sammelte Freiwillige. Und als es heute Morgen hell wurde, zogen sie los. Hinein in den Sumpf, hinter dem die Burg liegt, in die sich die Redarier geflüchtet haben. Diese Wahnsinnigen! Dringen in ein Sumpfgebiet ein, das ihnen unbekannt ist, wo sich aber der Feind bestens auskennt und Wachen aufgestellt hat. Kaum sind sie drinnen, sehen sie sich umzingelt. Pfeile und Lanzen fliegen heran. Sie flüchten tiefer hinein, versinken in Moorlöchern, werden niedergemacht. Bis auf den einen.«

»Das kommt nur daher«, sagte König Otto, düster vor sich hin starrend, »dass sie nicht zu gehorchen gelernt haben. Nicht nur die Herzöge, nicht nur die Grafen ... in diesem Reich ohne Zucht und Ordnung glaubt immer noch jeder kleine Edeling, er könne Krieg auf eigene Faust führen. Eine giftige Pflanze ist dieser Eigensinn, die man ausrotten muss!«, schrie er plötzlich. »Glück hatte er, der verdammte Ekkehard, Gott war ihm gnädig, er hat ein Grab im Sumpf, ist in Ehren ersoffen. Hätte ich es gewusst und ihn vorher erwischt – er hätte gehangen!«

Hermann Billung erwiderte nichts. Er kannte solche Zornesausbrüche seines Freundes, des Königs, der mit gerötetem Gesicht die Bewegung des Henkers beim Zuziehen einer Schlinge machte.

Sie schwiegen ein paar Atemzüge lang und Otto, der sich schnell beruhigte, fragte dann: »Hast du noch mehr so schöne Nachrichten?«

»Eine habe ich noch«, sagte Hermann. »Ein verspäteter Haufen aus dem Hassegau ist eingetroffen. Von denen erfuhr ich, dass es schlecht steht um Markgraf Siegfried. Er liegt im Sterben.«

»Das fehlte gerade«, bemerkte Otto. »Dann werden die Raben, meine geliebten Brüder, schon an der Beute zerren.«

»Und auf der Merseburg wird Unordnung herrschen«, ergänzte Hermann. »Und unsere östliche Flanke ist offen. Sorben, Daleminzier, Magyaren ...«

»Ich werde darüber nachdenken«, sagte der König gedehnt, seinen großen, schweren Kopf hin und her wiegend, »wie ich den Raben die Beute entreißen kann.«

Kapitel 4

Auf den Hof der Merseburg rollte ein Wagen mit Planverdeck. Der Kutscher im Bauernkittel sprang ab und hängte dem Pferd, einer alten, müden Stute, den Futtersack um. Aus der Pforte, die in die unteren Räume des Herrenhauses führte, trat eine junge Frau im dunklen Gewand einer adeligen Stiftsdame. Sie hielt einen achtjährigen Knaben an der Hand, der freudig hüpfte, sich losriss, auf das Pferd zustürmte und ihm den Hals und die Flanken klopfte.

»Sei vorsichtig, Wilhelm!«, rief die junge Frau. »Pass auf, dass es dir nichts tut.«

»Darum muss sich Herrin nicht sorgen«, sagte der Kutscher, indem er die tiefen Furchen seines Gesichts zu einem freundlichen Lächeln verzog. »Pferd ist friedlich, hat keine Kraft mehr. Wird seine letzte Fahrt sein.«

»Es wird hoffentlich nicht unterwegs eingehen und uns irgendwo in der Wildnis im Stich lassen!«, rief ein hagerer Geistlicher, der nach der jungen Frau aus der Pforte getreten war und ihr, einen Reisesack schleppend, mit kurzen Schritten folgte.

»Bist du Sorbe oder Heveller?«, fragte die Stiftsdame den alten Bauern in wendischem Idiom.

»Daleminzier, Herrin, von Gana.«

»Gefangener König Heinrichs?«

»Hatte Glück, bin am Leben geblieben.«

»Auch ich hatte ...«, sagte sie, unterbrach sich und fuhr, sich bekreuzigend, rasch fort: »Der Herr hat es so gerichtet, dem Herrn sei Dank.«

Der Pater, der das kurze Gespräch in wendischer Sprache verstanden hatte, blickte den Bauern misstrauisch an und fragte: »Du sollst uns hinbringen? Wirst du es schaffen bis Fulda?«

»Soll nur fahren bis Tilleda, dann zurück.«

»Das wird ja eine Vergnügungsreise!«, ereiferte sich der Geistliche. »In Tilleda wird man uns warten lassen, bis es einem hohen Herrn einfällt, von dort nach Fulda zu reisen und uns gnädig Platz in seinem Wagen einzuräumen. Am Ende müssen wir in Tilleda überwintern!«

»Werdet Ihr Euch um seine Gesundheit sorgen?«, fragte die Stiftsdame. »Werdet Ihr ihn immer im Auge behalten?«

Der Pater verstaute den Reisesack auf dem Wagen.

»Ich werde tun, was in meinen Kräften steht«, antwortete er ein wenig beleidigt, weil er die Fragen als Zweifel an seiner Zuverlässigkeit auffasste. »Ich habe Erfahrung als Erzieher vornehmer Knaben. So ein junger Wildfang ist nicht leicht zu zähmen, aber ich bin noch mit jedem fertig geworden. Mit dem da, unserem kleinen Wilhelm, wird es sicher besonders schwer. Deshalb hat Bischof Bernhard mir eigenhändig geschrieben, dass ich herkommen und ihn abholen solle. Weil nur ich als sein Erzieher in Frage komme. Natürlich beginne ich gleich mit dem Unterricht, schon unterwegs im Wagen.«

»Warum glaubt Ihr, dass es mit ihm besonders schwer sein wird?«, fragte die Stiftsdame.

»Weil er in Quedlinburg zu lange nur unter Frauen aufwuchs, die zu nachsichtig waren. Es wäre besser gewesen, ihn schon zwei Jahre früher in unsere Hände zu geben. Und leider hat man ihm auch gesagt, wer er ist.«

»Sollte man das unterlassen haben?«

»Es hätte noch Zeit gehabt. Wenn sie sich ihrer hohen Geburt zu früh bewusst sind, werden manche hochnäsiger und aufsässiger.«

»Er nicht. Er wird brav sein und fleißig lernen.« Die Stiftsdame blickte zärtlich auf den Jungen, der den Hals des Pferdes streichelte und seine Haare glatt strich. »Er kennt schon das lateinische Alphabet.«

»Das ist sehr viel für einen wie ihn«, erwiderte der Pater mit einem spöttischen Lächeln. »Ich meine, für einen Sohn des Königs. Habt Ihr es ihm beigebracht? Wer seid Ihr überhaupt? Eine Wärterin des Knaben?«

»Ich bin seine Mutter.«

»Wie? Seine Mutter? So seid Ihr ... Verzeihung ...«

Auch der alte Daleminzier, der sich an dem Planverdeck des Wagens zu schaffen machte, blickte überrascht auf.

»Nein«, sagte die junge Frau und lächelte verlegen. »Nein, die bin ich nicht. Ich bin nicht die Königin. Sie hat auch einen Sohn, er ist etwas jünger als meiner. Dazu eine Tochter. Ihr wusstet nicht ...?«

»Nein. Der ehrwürdige Bischof teilte mir nur mit, dass Wilhelm ein Sohn unseres Königs Otto und für den geistlichen Stand bestimmt sei. Ich habe mich natürlich nicht weiter erkundigt, das steht mir nicht zu. Erlaubt ...«

Der Pater, der etwas verwirrt war und dem die Unterredung peinlich zu sein schien, kletterte auf den Wagen und breitete umständlich eine Decke, die er dem Reisesack entnahm, über die Sitzbank.

Vom Tor her näherte sich mit Lärm und Hundegebell eine Jagdgesellschaft.

Es waren wohl an die zwanzig junge Männer, die absaßen und herbeieilenden Knechten und Mägden die erlegten Tiere zuwarfen. Der Jüngste, kaum siebzehn Jahre alt, ein schlanker, hoch aufgeschossener Lockenkopf, blauäugig, mit gewinnenden Zügen, winkte dem kleinen Wilhelm, der neugierig zu ihm lief.

Der junge Mann sprang vom Pferd und warf den toten Fuchs, der auf dem Rist des Pferdes lag, über seine Schulter.

»Prächtiger Bursche! Was meinst du, Wilhelmchen? Hast du so einen schon mal gesehen? Willst du ihn streicheln? Komm her und streichle ihn. Es ist zwar ein Sommerfell, aber trotzdem nicht schlecht. Das gibt einen warmen Pelz. Na, keine Angst, der beißt nicht mehr! Du kannst sogar deinen Kopf zwischen seine Zähne legen. Traust du dich das?«

Der Knabe blickte zweifelnd und ängstlich zu dem getöteten Tier auf, das auf die Brust des Jägers herabhing, die blutverschmierte Schnauze mit den spitzen, gefletschten Zähnen offen. Vorsichtshalber wich er zwei Schritte zurück.

»Kleiner Feigling!«, rief der junge Mann. »Dein Vater kann stolz auf dich sein. Was

meint ihr?«, rief er seinen Jagdgenossen zu. »Kann König Odda, mein teurer Bruder, stolz sein auf sein hasenherziges Söhnchen?«

Ein höhnisches Grölen war die Antwort.

»Ich bin kein Feigling!«, sagte der Junge trotzig und machte wieder einen Schritt vorwärts. »Ich tu's!«

»Wilhelm, komm her!«, rief die Stiftsdame. Sie raffte ihr weites Gewand, lief herbei und packte den Jungen am Arm. »Geh! Steig zu Pater Lucius auf den Wagen! Es geht gleich los!«

»Oh, da ist ja auch die schöne Petrissa!«, sagte der junge Mann und verbeugte sich übertrieben. »Begrüße die schöne Petrissa, mein Freund, das edelste Kleinod aus dem Land der Heveller! In den Staub vor ihr!«

Er beugte sich nochmals weit vor und ließ den Fuchskadaver von seiner Schulter in den Sand gleiten.

»Eure Mutter erwartet Euch, Herr Heinrich«, sagte die Petrissa Genannte. »Sie ist sehr ungehalten, weil Ihr die Totenmesse versäumt habt.«

»Oh, das tut mir aber leid. Wir haben uns ein bisschen im Walde verirrt. Dabei wollten wir pünktlich zurück sein, das schwöre ich!«

»Es ist nicht recht von Euch«, sagte Petrissa streng, »dass Ihr Euerm Lehrer und Freund, dem Ihr so viel verdankt, nicht die letzte Ehre erwiesen habt.«

Sie wollte sich abwenden, doch der Siebzehnjährige ergriff ihre Hand und drückte sie.

»Lasst mich!«, flüsterte sie und befreite sich. »Fangt Ihr schon wieder damit an?«

»Du willst es doch auch ... warum sträubst du dich?« Er vertrat ihr den Weg.

»Ich bitte Euch ... Der Pater sieht her!«

»Was ist schon ein Pater? Ein Fliegendreck.«

»Und Eure Leute ...«

»Brave Kerle. Die verraten uns nicht.«

»Herr Heinrich, lasst mich ... Ich werde es Eurer Mutter melden!«

»Meine Mutter liebt Jesus, mich aber noch mehr. Was ich auch treibe, ich schaffe es niemals, sie gegen mich aufzubringen.«

»Ihr seid verlobt.«

»Oh, das ist wahr! Mit einer gewissen Judith, einem bayerischen Trampel, zwölf Jahre alt. Zum Glück ist sie viele Meilen weit fort von hier.«

»Warum lasst Ihr mich nicht in Ruhe?«

»Willst du schon ruhen wie Onkel Siegfried? In der Grabkammer für lebendige Weiber, die meine Mutter in Quedlinburg unterhält? Wie leid du mir tust! Als ich den Fuchs da erlegte, dachte ich gleich an dich. Ich schenke ihn dir! In euerm Grab ist es kalt und zugig. Der Pelz wird dir gute Dienste leisten.«

»Eure Geschenke könnt Ihr behalten. Ich habe alles, was ich brauche!«

Endlich gelang es ihr, an ihm vorbeizukommen. Der alte Daleminzier saß auf seiner Kutscherbank und wartete auf den Befehl zum Aufbruch. Der Pater blickte besorgt zum Himmel. Er hatte nicht gewagt, das Gespräch der Mutter seines Zöglings mit dem Bruder des Königs zu unterbrechen, sagte aber jetzt vorwurfsvoll: »Nehmt nun Abschied, ich bitte Euch, und haltet uns nicht mehr länger auf. Wir müssen fahren, wenn wir heute noch unter